Der Wunsch.

Novelle von Hermann Sudermann.

(7. Fortsetzung und Schluß.)

„Du mußt den Arm um ihn schlingen," rief es in mir, „sonst findet er seine Ruhe doch nicht."

Zwei, dreimal versuchte ich es, und eben so oft fuhr ich zurück. Wenn Martha plötzlich erwachte? Aber ihre Augen sahen nichts, ihre Ohren hörten nichts. Und ich that's.

Da packte mich eine wilde Freude, verstohlen preßte ich ihn an mich — und in mir jauchzte es: O wie wollt' ich Dich hegen und hüten, Du mein Kind, Du mein Riese; wie wollt' ich die bösen Falten von der Stirne küssen und die Sorgen aus Deiner Seele! Wie würd' ich kämpfen für Dich mit meiner jungfräulichen Kraft und nimmer ruhen, bis Dein Auge wieder froh und Dein Herz wieder voll Sonne! Aber dazu — — muß sie erst todt sein.

Ich schaute nach ihr hinüber. Ja, sie lebte, lebte noch immer. Ihre Brust bob und senkte sich in raschen, kurzen Stößen. Lebendiger schien sie, denn je.

So — und nun weiß ich nicht weiter.

Erinnerlich ist mir nur, daß ich plötzlich einen Schrei ausstieß, von dem selbst Martha in die Höhe fuhr, daß ich vor ihrem Bette niederstürzte, ihre brennenden Hände umklammerte und in einem fort rief: „Rette mich — rette mich — wach auf!"

Und dann wieder find' ich mich in meinem Zimmer, wohin Robert mich geschafft hat, und wie ich dann dort in dem Spiegel mein verzerrtes, von Angstschweiß glänzendes Gesicht erkannte, wie ich eine Lache aufschlug und, vor dem eigenen Lachen schaudernd, zusammensank, und wie derweilen aus allen Winkeln lichernd und zischend, von tausend begehrlichen Stimmen geraunt, der Wunsch mir in die Ohren tönte:

„O möchte sie sterben!" —

wie soll ich das beschreiben, ohne von den Gespenstern jener Nacht zu Tode gehetzt zu werden? !

Deutlich ist mir dann noch, wie plötzlich das alte liebe Gesicht des Physikus sich über mich neigte, wie ich dann etwas zu trinken erhielt, das bitterlich schmeckte, und dann weiß ich nichts mehr.

— — — — — — — — — — — —

Bleich schimmerte das Morgenlicht durch die Fenster, als ich erwachte. Der Kopf schmerzte mir, verstört blickte ich um mich, da war's mir, als sähe ich drüben an der Kalkwand die Worte stehen:

„O möchte sie sterben!"

Ich schauderte, und dann stieg der Gedanke in mir auf:

„Wenn sie nun stirbt, so ist's Dein Wunsch, der sie gemordet hat."

Ich raffte mich auf und trat vor den Spiegel.

„So also sieht Eine aus, die ihre Schwester in den Tod wünscht!" sagte ich, während mein fahles Gesicht mir entgegenstarrte, und, von plötzlichem Ekel erfaßt, schlug ich mit der Faust gegen das Glas. Meine Knöchel bluteten, aber es zerbrach nicht.

Ich Thörin, die ich nicht wußte, daß fortan die ganze Welt nur dazu da sein würde, um meinem Verbrechen den Spiegel vorzuhalten.

„Aber vielleicht stirbt sie nicht!" schoß es mir durch den Kopf. Eine solche Lichtfluth brach aus diesem Gedanken, daß ich die Augen schloß und wie geblendet zurücktaumelte.

Und dann wieder schrie es in mir auf: „Sie stirbt, Dein Wunsch hat sie gemordet!" Ich biß die Zähne zusammen und zitternd mit der Hand nach den Wänden greifend, schlich ich mich nach der Krankenstube.

Als ich an der Thüre stand und kein Laut mehr aus dem Innern zu mir drang, packte mich der Gedanke: „Du wirst sie schon als Leiche finden."

Nein, sie lebte noch, aber in ihr Antlitz hatte der Tod schon seine Krallen geschlagen.

Die Knorpel der Nase traten hervor, die Lippen schlossen sich nicht mehr über den schräglichenden Zähnen, die Augen schienen in den blauen Höhlen untergesunken zu sein.

Zu ihren Füßen standen Robert und der alte Arzt. Robert hatte die Hände vor's Gesicht gepreßt. Schluchzen erschütterte seinen Körper. Der Alte maß mich mit durchdringendem Blicke. Für einen Moment war's mir wieder, als sähe er mich durch und durch, als läge meine Schuld offen vor mir ausgebreitet. Doch wie er nun auf mich, die ich wankte, zugeeilt kam und mich in seinen Armen aufrecht hielt, sah ich wohl, es war nur der Blick des Arztes gewesen, der mich fixirt hatte.

„Wie lange wird sie noch leben?" fragte ich, die Augen schließend. Man mag wohl nicht zusehen, wenn das blank Nichtheil auf Einen niedersaust.

„Sie stirbt!"

In diesem Augenblicke erstarrte etwas in mir, wurde zu Stein. In diesem Augenblicke starb die Hoffnung in mir, und mit ihr der Glaube an mich, an das Gute. Eine große Ruhe kam über mich. Der Tod, der über dem Bette schwebte, hatte den düsteren Fittich auch um meinen Leib geschlagen. Mit der Klarheit einer Seherin sah ich das, was mir vom Dasein noch blieb, schleierlos vor meinen Blicken ausgebreitet. Als eine Todte sollte ich fortan auf Erden wandeln, als eine Todte mich ans Leben klammern, als eine Todte das Glück mir nahen sehen, das mir nun ewig verloren war.

Robert trat auf mich zu und umarmte mich. Ich ließ es ruhig geschehen, ich fühlte nichts mehr.

Dann setzte ich mich dicht an das Bett der Schwester und sah sie an — ihren Tod erwartend.

Aufmerksam verfolgte ich jedes Symptom des langsamen Erlöschens. Mir war, als hätte mein Bewußtsein sich von mir losgelöst, als sähe ich mich selber wie ein Steinbild dasitzen und der Sterbenden ins Antlitz starren.

Kein Fieberwehn, keine krankhafte Selbstbeschuldigung störte nunmehr den Lauf meiner Gedanken. Daß mein Wunsch in Wahrheit nicht die Kraft haben konnte, ihr den Tod zu bringen, das war mir nun klar, und doch für mich und mein Gewissen war und blieb es allein der Wunsch, der sie getödtet hatte.

So saß ich, als ihre Mörderin, an ihrem Bette und wartete auf ihren Tod, der auch der meine war.

Es dauerte lange. Die Stunden des Tages vergingen, sie lebte immer noch. Ihr Puls schlug schon lange nicht mehr, ihr Herz schien stille zu stehen, und noch immer flog der Athem in leisen, rapiden Stößen aus und ein. Man hatte ihr, während ich im Morphiumschlafe lag, als letztes Rettungsmittel eine Moschusinjection gemacht, ihre Kräfte noch einmal zu beleben. Davon zehrte sie nun. Der Moschusdunst aber, vermischt mit den Karbolkämpfen, erfüllte wie ein schwerer, greifbarer Körper das Zimmer, drückte auf meinen Scheitel und preßte mir die Schläfen zusammen. Mir war, als sog ich mit jedem Athemstoße aufquellende Lasten in mich hinein.

Am Nachmittage kamen Roberts Eltern. Ich, die ich der Tante noch gestern vor Stolz und Mißachtung gezeigt hatte, küßte ihr heute in Demuth die Hand. Das war der Beginn der Buße, die ich mir an Marthas Sterbelager auferlegt hatte, und die dauern soll, so lange ich lebe.

Es wurde Abend. Martha lebte noch immer. Mit weitgeöffnetem Munde, die erstorbenen Augen von einer Schleimschicht überzogen, stierte sie mich an. Ihr Körper schien immer kleiner und kleiner zu werden, ganz zusammengeschrumpft lag sie da, als wage sie nicht, sich im Tode den geringen Platz zu gönnen, den sie im Leben eingenommen.

Die Tante erfüllte das Haus mit ihrem widrigen Geschluchze, auch die Andern weinten; nur ich blieb starr und thränenlos.

Als sie gegen 11 Uhr den letzten Athemzug gethan hatte, fiel ich in Raserei.

* * *

Eben kehr' ich von der Burg zurück.

Er war lieb und gut zu mir, und in seinen Augen glomm eine halbversteckte, schüchterne Zärtlichkeit, die meine Seele gierig in sich auffog. Mir ist zu Muthe, als müßte ein neuer Frühling kommen, in meinem Herzen lächelt's und lacht's, und wenn ich die Augen schließe, tanzen goldene Sonnenstrahlen um mich herum.

Aber nun sei's genug mit dem schlaffen Glücksgefühl.

Wenn er mich lieben lernte, um so schlimmer für ihn. Ich gab ihm keinen Anlaß—wahrlich nicht! Ich müßte ausspeien vor mir, wie vor einer verworfenen Dirne, hätt' ich's gethan. Ich habe seit meiner Genesung mehr als ein Jahr lang treu und ehrlich sein Haus verwaltet, ohne den Anspruch, ihm zu gefallen, ohne den Wunsch, ihm unentbehrlich zu sein. Und doch bin ich's geworden. Hat das doch selbst meine Frau Tante eingesehen, die mir ihre Gastfreundschaft beinahe aufzwingt, so verhaßt ich ihr persönlich bin. Sie weiß es wohl, daß ohne mich die Wirthschaft zu Grunde gegangen wäre, in jenen Tagen, da Robert in dumpfer Trauer um die Todte vor sich hinstarrte, theilnahmlos selbst für das Kind, das sie ihm als Pfand gelassen. Ohne mich lag' auch das arme Würmchen längst unter der Erde. — Ich will nicht aufzählen, was ich in dieser Zeit erschafft und erarbeitet habe. Es giebt ein Pharisäerthum der Sünde, wie es eines der Tugend gibt. Ich will mich fernhalten davon.

Auch von Sühne will ich nicht reden. Wie pomphaft klingt das Wort, und welch ein elender Selbstbetrug pflegt dahinter zu stecken! Wie könnt ich mich erfrechen, jemals abwaschen zu wollen, was mich besudelte? Man sühnt eine tragische Schuld, ein großes Verbrechen selbst sühnt man, doch eine Gemeinheit, wie ich sie begangen, bleibt ewig an der Seele kleben.

Und wenn ich nicht wüßte, welch' ein geheimes Verlangen im Grunde meines Herzens lauerte!

Wozu verlangte ich sonst, rein dazustehn vor meinem Gewissen, als um ihm einst angehören zu dürfen? Als wenn nicht das ewige Schicksal selbst eine Mauer zwischen uns aufgerichtet hätte, die von den Tiefen ihres Grabes bis zu den Sternen reicht!

Und wenn ein Dämon ihm jemals den Rath ins Ohr flüsterte, die Hand nach mir auszustrecken, was könnte ich anders thun, als ihn von mir zu weisen wie einen Verwegenen? — Doch nein, er wird es nie. Ich habe ihn fern zu halten gewußt. Mag er glauben, ich denke gering von ihm, mag er glauben, ich sei hochmüthig und in Eigenliebe erstarrt, ich werde das Geheimniß meines Herzens zu wahren wissen.

Wenn nur Eines nicht wäre!

Manchmal, besonders zur Nachtzeit, wenn ich in das Dunkel starre, kommt ein Begehren über mich mit so wahnwitziger Gewalt, daß ich glaube, darin untergehen zu müssen. Es packt mich wie ein Fieberrausch, es umnebelt mir die Sinne und läßt das Blut in meinen Adern kochen, es ist das Begehren, einmal nur an seinem Halse zu liegen und mich dort auszuweinen nach Herzenslust. Denn mir sind in jenen Nächten die Thränen versiegt. Ich habe nicht mehr weinen können seit dem Tage, da ich Martha auf dem Krankenlager liegen fand.

14 Tage später.

Es ist geschehen.—Er liebt mich. Er ist gekommen, um mich zu werben. Nun weiß ich, daß es eine Buße giebt! — Wenn diese Qualen nicht rein brennen! — Jesus, ich hab' den Kinderglauben an Dich verloren, aber Du warst Mensch, Du littest wie ich, Dich fleh' ich an — nein, das ist Wahnwitz! —Besinne Dich, Weib, nimm Dich zusammen. Giebt es nicht eine ewige Ruhe, in die Du Dich flüchten darfst nach freiem Entschlusse, wenn Deine Kraft dem Jammer dieses Lebens nicht mehr gewachsen ist?—Wer hält Dich zurück?

Er irrt mich. Ich hab's erreicht. Doch, damit er mich liebte, mußte er selbst in einen Abgrund von Schuld und Schmach versinken, aus dem keine Macht des Himmels und der Erde mich mehr erretten kann.

Todt bin ich. Todt soll mein Wünschen und mein Hoffen sein, und das widerspenstige Blut, das siedend aufwallt bei dem Gedanken an ihn — ich will es schon zur Ruhe zwingen, und wenn nicht —

O, wie er vor mir stand, schüchtern Wort für Wort hervorpressend, wie sein Auge scheu und hilfebittend das meine suchte und doch kaum wagte, sich vom Boden zu erheben, wie er in seiner Beklommenheit die Bartenden um die Finger wickelte und mit dem Fuße aufschlug, wenn er das rechte Wort nicht finden konnte! O, Du mein armes, liebes, großes Kind, sahst Du denn nicht, wie's mir in allen Gelenken zuckte, auf Dich loszustürzen und Dich festzuhalten für Zeit und Ewigkeit, sahst Du denn nicht, wie meine Lippen bebten im Verlangen, sich auf die Deinen zu pressen und sich dort festzusaugen bis zum letzten Athemzuge?

Sahst Du das Alles nicht?

Mußtest Du den Worten glauben, die ich, halb ohne Besinnung, zu Dir sprach? Mein Herz weiß nichts von ihnen, ich schwör' es Dir. Ich liebe Dich, so lang' ich denken kann — mein letztes Hauchen wird Dein Name sein.

Und pfui, wenn Du meinem Vorwand Glauben schenktest. Ich Dich einer Reichen lassen! Dich, für den ich betteln möchte auf den Straßen, für den ich mir die Augen wund und die Finger blutig nähen möchte, wenn Du es brauchtest.

Denkst Du an jene Nacht im Elternhause, als Du um Martha wardst? Denkst Du daran und darfst mir den Schimpf anthun, meiner elenden Ausrede zu trauen?

Und als ich Dir zum Abschiede die Hand gab, warum mußtest Du mir da so traurig und so demüthig ins Auge schaun? Wußtest Du nicht, daß dieser Blick mich nun quälen wird Tag und Nacht, wie der Vorwurf einer schweren Schuld, die ich an Dir begangen?

Nein, mein Freund, Du bist der Einzige auf Erden, der mir nichts vorzuwerfen hat. An Dir hab' ich ehrlich gehandelt — und am ehrlichsten heute, wenn Du auch nie so unerhört betrogen wardst, wie heute!

Dürft' ich's Dir nur sagen, wie lieb' ich Dich habe! Wie gern wollte ich sterben noch in derselben Stunde! Einmal an Deinem Halse hängen, einmal den Kopf an Deiner Schulter bergen und weinen, weinen — Blut und Thränen weinen.

Du mußt mich nie wieder so ansehen, mein Riese, als ob ich Dich mit Recht verschmäht hätte, als ob Du zu schlicht und zu schlecht wärest für mich—ich weiß nicht, was ich dann thue! — Gott schütze Dich vor mir und meiner Liebe!

— — — — — — — — — —

Und nun hab' ich's doch gethan. — An seinen Hals hab' ich mich geworfen, an seinen Küssen hab' ich mich satt getrunken, in seinen Armen hab' ich mich satt geweint!

Ich bin ruhig, ganz ruhig. Was das Leben mir Sünderin an Glück noch bieten konnte, ich hab' es genossen. Doch was nun?

Stundenlang habe ich vor der letzten, großen Frage gestanden: Fliehen oder sterben?

Eines wie das andere muß diese Nacht geschehen; denn morgen wird er kommen, mich an Marthas Grab zu führen.

Eh' ich ihm dorthin folge, eher sterb' ich!

Doch ich will selbst annehmen, ich wäre schon Heuchlerin genug, nicht an dem Grabe niederzusinken und ihm Alles zu gestehen, ich will annehmen, ich erstickte nicht an dem Grauen vor mir selber, ich fände den elenden Muth, ihm als sein Weib zu folgen, welch' ein Leben würde ich führen an seiner Seite?

Was hilft es, sich anzuklammern an ein Glück, das man sich längst verscherzte? — Würd' ich nicht daher schleichen, wie eine arme Sünderin auf ihrem letzten Gange, ewig gemartert von der Angst, mich ihm zu verrathen—und dann noch von dem Verlangen erfüllt, meine Schuld in alle Welt hinauszuruf'n? Wie soll ich schlafen in dem Bette, aus dem heraus ich sie ins Grab gewünscht habe, wie soll ich wachen zwischen den Wänden, auf denen mit Flammenschrift noch immer geschrieben steht:

„O möchte sie sterben!"

Ich will ganz ruhig und vernünftig mit mir reden, wie's Einem geziemt, der das Facit seines Lebens zieht.

Daß ich sein Weib nicht werden kann, das weiß ich wohl.

Fliehen? — Was soll ich in der Fremde? Ich kenne sie. Kenne die Menschen und verachte sie. Sie haben mir Uebles gethan, sie werden mich auch fernerhin quälen. Aller Glaube, alle Liebe, alle Hoffnung, die mir noch übrig sind, ruhen einzig in ihm.

Also sterben! —Die Morphiumflaschen stehen wohlverwahrt im Winkel meines Schubfaches. Mir hat wohl geahnt, daß ich sie einst brauchen würde, als ich sie mir, dem alten Ohm Doktor zum Trotz, heimlich abspritzte. Die paar Stunden Schlaf, die ich dadurch verlor, bringen sie nun reichlich wieder ein.

Noch einen Brief an den Ohm Doktor, er soll mein Erbe und mein Mitwisser sein. Vielleicht daß er mir hilft, die That zu vertuschen, damit Robert nichts davon ahne.

Ihm nicht einen Gruß.—Das ist das Schwerste, aber es muß sein.

— — — — — — — — — —

Ich bin heimlich hinausgelaufen und habe den Brief in den Kasten geworfen. Der Wächter blies Mitternacht. — Wie leer, wie dunkel die ganze Welt. — In den Linden schauert der Wind. Hie und da schimmert trübe ein Licht, als leuchte es geheimen Sorgen.—Ein Betrunkener kam brüllend des Weges und wollte mich anfallen. — Dunkel, Noth und Rohheit draußen — drinnen — Schuld, nie zu stillende Sehnsucht — das wäre meine Zukunft. Wahrlich, dies Leben hat mir nichts mehr zu bieten.

Man spricht und schreibt so viel von der Angst des Todes. Ich spüre nichts davon. Mir ist nur wohl, daß ich mich satt geweint habe. — Die verhaltenen Thränen lasteten schwer auf mir. — Und Weinen macht schläfrig, sagt man. Gute Nacht!

Ende.

— Ein erschütterndes Ereigniß spielte sich am 4. März auf dem Schlachtensee in der Nähe des Restaurants Kienast ab. Eine aus etwa 15 Personen bestehende Gesellschaft hatte sich von Berlin aus dorthin begeben, um eventuell noch einmal dem Eissport zu huldigen. Trotz der von dem dort stationirten Gendarmen bestimmt abgegebenen Warnung schnallte sich der größere Theil der Gesellschaft die Schlittschuhe unter und begab sich auf das Eis. Der stud. med. Schröter, sowie ein Frl. Dröschel waren zurückgeblieben und hatten der Warnung Gehör geschenkt. Da sie aber sahen, wie das Eis die übrigen trug, konnten auch sie der Versuchung nicht widerstehen und begaben sich auf das Eis. Doch kaum nach einigen Zügen hatte sie das Verhängniß nach einer Stelle des Sees gezogen, die den Stammgästen des Sees als „faul" bereits bekannt ist. Mit markourchschütterndem Schrei verschwanden Beide blitzschnell unter dem Eise. Der Bruder der Dame, stud. Dröschel, eilte seiner mit dem Tode ringenden Schwester zu Hilfe, warf schnell eine herbeigeholte Stange über das offene Grab und versuchte, die Ertrinkenden zu erfassen. Doch zu schnell waren seine Glieder erstarrt, und ehe weitere Hilfe gebracht werden konnte, rang auch er mit dem Tode. Unterdeß hatte man von Kienast aus das Ereigniß bemerkt, und man beeilte sich, das Rettungswerk zu beginnen. Gar bald waren alle Verunglückten aus Land gebracht. Studiosus Dröschel kam bald zu sich, während die Wiederbelebungsversuche bei seiner Schwester, sowie bei stud. med. Schröter, dessen Vater Schneidermeister ist und Alexandrinenstr. 40 wohnt, erfolglos blieben, obgleich bei dem durch den herbeizitirten Heilgehilfen veranlaßten Aderlaß noch Blut floß. Die Leichen wurden nach Zehlendorf gebracht und dort aufgebahrt. Der selbst dem Tode mit knapper Noth entgangene Dröschel mußte die unglücklichen Eltern vom Tode ihrer Tochter, seiner Schwester, in Kenntniß setzen. — Der von einem Augenzeugen benachrichtigte Vater des hoffnungsvollen stud. med. Schröter brach bei der unheilvollen Meldung in die Worte aus: „O diese Todesahnung! Als er fortging und ich ihn warnte, erwiderte er: Vater, ins Obduktionshaus komme ich nicht, wenn ich sterben sollte. Ich habe deshalb meine Studentenkarte eingesteckt."

— Daß sich eine Ziege erschossen hat, wie dies in Steinfeld bei Storkow der Fall war, das dürfte trotz Ben Akiba als ein neuer Fall zu verzeichnen sein. Der Jagdinhaber Z. von dort war soeben vom Felde heimgekehrt, als er sich, seine Büchse an eine offenstehende Stallthür lehnend, in den Viehstall begab. In demselben Augenblick springt die Ziege aus dem Stall hinaus. Zu ihrem nicht geringen Schrecken sieht das Dienstmädchen, daß die Ziege mit den Hörnern den Riemen der Büchse erfaßt hat und diese auf dem Hofe mit sich herumzieht. Das Mädchen eilt dem dadurch scheu gemachten und wild umherspringenden Thiere nach, um dasselbe von seiner unfreiwillig mitgenommenen Waffe zu befreien. Die Ziege aber läßt sich nicht nahe kommen und springt endlich wieder zum Stall hinein. Hier schlägt die Büchse auf die Thürschwelle und entladet sich durch die Erschütterung, so daß der Schuß das Thier trifft und augenblicklich tödtet.

— Der Marquis v. Morel in Paris hat dem Prinzen von Wales zu dessen Geburtstage ein interessantes Messer zum Geschenk gemacht. Dasselbe, ein Kunstwerk von Touron in Paris hat eine Schale von Schildpat und zählt nicht weniger als 194 Klingen. Das erste Exemplar dieses kunstvoll gearbeiteten Messers wurde für den Grafen O'Connor, Abkömmling der Könige Irlands, angefertigt. Herr Gambetta war der Eigenthümer eines andern, welches jedoch um einige Klingen weniger zählte.

Die Sankt Markus-Nacht.

I.

In einem mittelgroßen Städtchen einer englischen Grafschaft wohnte ein wackeres Ehepaar. Harry Cooper war bekannt als redlicher, tüchtiger Geschäftsmann, und Betty, seine Gattin, galt als eine vortreffliche Hausfrau. Sie lebten in den ersten Jahren ihres Ehestandes glücklich zufrieden, aber da die Ehe kinderlos blieb, entwickelte sich bald in Beiden der gleiche, gewaltige Fehler der Selbstsucht, welche nicht sowohl in bedeutenden, böswilligen Handlungen, als in allerlei geringfügigen Kleinigkeiten sich kundgab und vor Allem jeden Tag mehr bei Tische hervortrat. Sie hielten was auf eine gute Küche, und das Essen gehörte zu den größten Genüssen ihres sonst bescheidenen Lebens. In übereinstimmender ihr Geschmack war, um so näher lag die Gefahr für ihren häuslichen Frieden, denn Jedes trachtete darnach, von dem, was auf den Tisch kam, das Schmackhafteste und Beste zu erhaschen. Beanspruchte Harry, als Herr des Hauses, für sich den besseren Theil, so war seine Ehefrau der Meinung, daß in diesem Punkte, wie in jedem anderen, ihr, als der Hausfrau, wenn nicht der Vorrang, doch volle Gleichberechtigung zukomme. So kam es, daß fast keine Mahlzeit ohne Kampf und Streit vorüberging, und da bezeichnenderweise diese Mißhelligkeiten auch auf die Stimmung während des übrigen Tages einwirkten, verschwand bald alle Gemüthlichkeit aus dem Leben der beiden Eheleute.

Wieder einmal saßen sie beim Abendessen. Zwei Rebhühner waren aufgetragen worden — ein junges und ein altes. Als Harry eben nach dem jungen stechen wollte, wurde er durch eine dringende Angelegenheit abgerufen. „Ich hoffe, das junge Feldhuhn noch zu finden, wenn ich wiederkomme!" rief er im Gehen — aber kaum hatte er die Thür geschlossen, hatte Betty das junge Feldhuhn auf ihren Teller genommen und kunstgerecht zerlegt. Bis der Gatte zurückkam, war sie mit dem Huhn nahezu fertig und hielt noch den zarten Flügel im Munde, als Harry eintrat.

Mit einem einzigen Blick erkannte dieser die Situation — es kam ihn an, der selbstsüchtigen Gattin den leckeren Bissen aus dem Munde zu reißen, aber er fürchtete, sie könne sich das doch nicht ohne weiteres gefallen lassen, und mit rollenden Augen, pustend vor Zorn, würgte er alsbald das ältere, zähe Feldhuhn hinunter. Als er damit zu Ende war, brach erst das Gewitter los. Aber Betty war auf den Sturm gefaßt und ließ es an scharfem Geschütze ihrerseits nicht fehlen, bis Harry mit den Worten: „Ich war ein Esel, daß ich Dich geheirathet habe!" das Weinglas so heftig auf den Tisch stieß, daß es in Stücke brechend, seinen Inhalt blutroth über das Tischtuch ergoß. Betty schrie um Glas und Tuch — er aber stürzte in sein Zimmer. Dort rannte er wie ein Verrückter auf und ab, ballte die Faust, fuhr sich in die Haare und rief: „Elende Creatur! Du Bleigewicht an meinem Dasein, das ich — wer weiß, wie viele Jahre noch — herumschleppen muß — o Freiheit! goldene Freiheit! Warum habe ich diesen gefräßigen Drachen genommen? Trotz meines blühenden Geschäftes bin ich ein armer Mann — kann nicht einmal essen was mir behagt! Immer sitzt mir der gierige Rachen gegenüber! — Wär' ich sie doch los!" — Da fiel sein Blick auf einen großgedruckten Wandkalender; Sankt Markus glänzte ihm mit rother Farbe entgegen. „Halt!" blitzte es durch seinen Kopf, „Sankt Markus bricht ja heute Nacht an! Die Markusnacht, von der man so Seltsames behauptet! Ob wohl Etwas daran ist? Habe zwar niemals recht daran geglaubt — doch — gibt's ja viele Dinge, deren Grund man nicht begreift. — Es kam' auf eine Probe an — ist's nicht so — nun, dann war's eben ein Spaziergang in schöner Sommernacht — ist's Wahrheit — so kann vielleicht ein Blick in die Zukunft mein trauriges Dasein erträglicher gestalten. Mich von Betty scheiden lassen, mag ich nicht, um des Geschwätzes der Leute willen — aber bestünde Aussicht, daß sie ohne mein Zuthun das Feld räumen würde, könnte ich neuen Muth fassen.—Betty hustet öfters—wer weiß, was d'raus wird! Na! Nu! sehen kann man ja immerhin!"

In der ganzen Grafschaft herrschte der Aberglaube, wer in der St. Markusnacht den Kirchhof besuche, könne um Mitternacht diejenigen seiner Bekannten erblicken, welche im Laufe eines Jahres dort ihren Ruheplatz finden werden. Wenn Harry auch nicht, wie Andere, von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt war, so unterstützte doch der Wunsch, Betty los zu werden, so sehr seine Hinneigung zum Aberglauben, daß er sich wirklich heimlich auf den Weg machte, und, nachdem er einige Stunden in einem Schanklokale zugebracht hatte, kurz vor Mitternacht auf dem Kirchhofe anlangte.

Ein kalter Schauer durchrann ihn, als er die vom Vollmond hell erleuchtete Stätte der Todten betrat. Die Grabsteine warfen scharfe Schatten über die Hügel — es war Todtenstille. Harry hielt den Athem ein—eben schlug es mit zwölf dumpfen Schlägen vom Kirchthurme Mitternacht. Langsamen Schritt es wandelte Harry weiter die Gräberreihen entlang, mit scharf gespanntem Blick in die Ferne starrend.—Ha! Was ist das? War das nicht ein Geräusch wie leises Stöhnen? Harry hält ein und lauscht — horch, da rauscht es wieder, und dort, dort zwischen den Leichensteinen—schwebt dort nicht eine schwarze Gestalt—es ist eine Frauengestalt — es sieht aus wie ein Weib im schwarzen Sterbekleide — ist das nicht Betty!? — Es ist nur ein Schatten, keine Wirklichkeit — aber es sieht meinem Weibe ähnlich—Harry's Herz steht stille — da ist die Gestalt verschwunden — räthselhaft, wie sie erschienen war, und Harry verließ raschen Schrittes den unheimlichen Ort.

Was er gewollt, hatte er erreicht. Schweißtriefend kam er zu Hause an, und leise, um seine Frau nicht zu wecken, schlich er sich in sein Zimmer. Lange konnte er keine Ruhe finden, und wenn er sich auch mit einer gewissen freudigen Stimmung zuflüsterte: „In einem Jahre bist Du frei" — so zog es ihm doch das Herz krampfhaft zusammen und die Schauer der mitternächtlichen Kirchhofserscheinung ward er nicht so leicht los. Er warf sich auf das Lager, aber seine Augen starrten schlaflos in das vom Mondlicht dämmerig erleuchtete Zimmer und seine erregten Gedanken beschäftigten sich nur mit seiner Betty.

Jetzt, da er die gewünschte Antwort erhalten hatte, erschien ihm seine Frage als ein namenloser Frevel und das Mitleid mit der dem Tode geweihten Gattin begann sich in seinem Herzen zu regen. Sein Zorn war längst verrauscht — das alte Rebhuhn vergessen — vor dem Erlebnisse dieser Nacht trat alles Andere zurück. „Arme Betty!" seufzte er, „Du ahnst nicht, was Dir bevorsteht! In einem Jahre wirst Du sterben — und ich, Dein Gatte, habe es gewünscht — eines erbärmlichen Rebhuhns willen. Ja, Du bist gefräßig und suchst Dir immer das Beste heraus — aber vielleicht ist daran ein krankhafter Zustand schuld, und leide ich selbst nicht an demselben Fehler? — O Harry Cooper, den die Leute als rechtschaffenen Mann preisen — was bist du doch für ein schlechter Kerl! Ein Gattenmörder in Gedanken — ein ganz abscheulicher Egoist und Sünder — hart und lieblos gegen kein armes, krankes Weib! — —" Diese Betrachtungen durchwühlten sein Gemüth. Schon dämmerte der Morgen, als sich Harry's Augen zu kurzem Schlummer schlossen, und als der erste Sonnenstrahl in sein Zimmer fiel, da stand sein Vorsatz fest, seiner armen Betty noch nun an ihr kurzes Leben noch so angenehm als möglich zu gestalten, und sollte es ihm auch ein schweres Opfer kosten, seine eigenen Wünsche den ihrigen unterzuordnen.

II.

Mit der bangen Erwartung, die beleidigte Frau in übelster Laune zu finden, trat Cooper an den Frühstückstisch und bot ihr mit gedämpfter Stimme: „Guten Tag!" Aber nicht in trotzigem, gekränktem, sondern in weichem, fast schüchternem Tone gab sie den Gruß zurück. Beide saßen lange schweigend sich gegenüber. Als Harry, der es kaum wagte, die Augen aufzuschlagen, einen schüchternen Blick nach Betty's Gesicht warf, schien es ihm auffallend blaß und verweint, dabei aber so sanft und traurig, daß es ihm das Herz bewegte. „Betty," sprach er, „sei mir nicht mehr böse — ich sehe meinen Fehler ein und werde mich ändern!" Mit diesen Worten streckte er der überraschten Gattin die Hand entgegen, welche diese hastig ergriff und mit Thränen benetzte. Harry drückte die Weinende an sein Herz und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Darüber war beinahe der Kaffee kalt geworden. Auf dem Rahm war eine prächtige Haut; — Harry war bisher gewohnt, sie sofort für sich zu beanspruchen. Heute bot er sie seiner Gattin an, die jedoch sofort protestirte und ihren Gemahl zu nöthigen suchte, dieselbe zu nehmen. Wie sonst um das Nehmen, so wurde nun um großmüthiges Lassen gestritten — endlich mußte Betty nachgeben. — Innerlich aber staunte Eins das Andere an ob so wunderlicher Veränderung.

Der Mittag war gekommen, was erblickte Cooper auf seinem Teller? Ein fein gebratenes Rebhuhn, weit zarter und fetter, als das gestrige gewesen. Vor Betty stand ein Stückchen gebranntes Rindfleisch mit Kartoffeln.

„Was soll das heißen?" fragte er ganz betroffen, „für mich allein — dieses Huhn? Rede offen, willst Du mich strafen und beschämen?"

„Weil ich mein Betragen bereue", antwortete Betty, will ich entjagen, statt zu genießen, bis Du mir völlig verziehen hast!"

„Ach Betty — ich verzeihe Dir ja Alles!" rief Harry, indem er aufsprang und sie in seine Arme schloß. „Nein! nein! wenn Du das Huhn nicht mit mir theilst, schmeckt's mir nicht!"

„Das wäre mir leid", erklärte Betty mit Bestimmtheit, „aber, was ich gelobt habe, muß ich halten, wenn ich mich nicht selbst verachten soll — bethalb, geliebter Mann, kann ich Deine Bitte nicht erfüllen."—So mußte, wohl oder übel, Cooper das kleine Opfer annehmen.

Von diesem Tage an war bei den Ehegatten eine völlige Veränderung eingetreten. Harry's Wohnung, sonst der Schauplatz häufiger Verstimmung, kindischen Neides und lauter Streitigkeiten, war zum Sitze der größten gegenseitigen Aufmerksamkeit und Fürsorge, der aufrichtigsten Dankbarkeit und des schönsten Friedens geworden—die Dämonen scheinen entflohen, gute Engel dagegen eingezogen zu sein!

So verflossen elf Monate. Mit jedem Tage schien die Hingebung auf beiden Seiten zu wachsen. Ein nie zuvor gekanntes Glücksgefühl war zeitweise über ihre Herzen gekommen — und doch — warum wachselten so oft Gefühle des Kummers mit diesen erhabenen Stimmungen? Schien nicht eine zarte Wehmuth, eine unsagbare Rührung ihr Gemüth zu umschweben?

Bei Harry, den der Gedanke an den baldigen Tod seiner Gattin verfolgte, war diese Gemüthsverfassung wohl begreiflich — ward Betty doch von Tag zu Tag blässer und magerer, verlor sie doch völlig den früheren, kräftigen Appetit; ihre raschen, elastischen Bewegungen verschwanden, sie schleppte sich oft nur mühsam fort. Sie hustete viel, zeigte sich ungemein schreckhaft und nervös, und vor Allem hatte sich eine krankhafte Aengstlichkeit ausgebildet, die auf's Höchste stieg, sobald ihr Gatte das Haus verließ. In fieberhafter Erregung harrte sie seiner Wiederkehr, und auch dann noch ruhte ihr Auge gespannt auf Harrys Angesicht, das allerdings den Ausdruck einer tiefen Melancholie an sich trug und an Farbe und Rundung bedeutend verloren hatte.

Harry Cooper war in der That ein Anderer geworden. Die Sorge um seine Frau nagte wie ein stiller Wurm an seinem Herzen — sie zehrte an seinem Körper. Er selbst beachtete das Letztere nicht, dagegen berieth er öfters mit dem Arzte wegen Bettys Leiden. Besonders der Husten schien ihm gefährlich, obgleich der Arzt erklärt hatte, die Lunge sei völlig gesund und die Ursache beruhe allein in den Nerven. Betty selbst schien darauf nicht zu achten, aber des geliebten Mannes Aussehen erfüllte sie mit Angst. —

Der Vorabend des Markustages war gekommen, als Betty endlich zugestand, sie fühle sich in hohem Grade angegriffen. Unausgesetztes Beben kann durch ihre Glieder, und doch war sie nicht zu bewegen, sich Ruhe zu gönnen — sie folgte ihrem Gatten auf Schritt und Tritt und ihr Gesicht hing mit gequältem Ausdruck an seinen Zügen. „Harry!" sagte sie, „Du bist krank, leugne es nicht!" — und in der That, seine Blicke waren verstört, sein Athem gepreßt, seine Augen häufig mit Thränen gefüllt. Bald umarmte er seine Frau, bald verschloß er sich in sein Zimmer, um Kraft zu sammeln für das Kommende.

„Morgen also", seufzte er für sich, „morgen ist der letzte Termin! Bis der St. Markustag verronnen, ist Alles vorbei und ich stehe allein in dieser Welt! Arme Betty, wie schwer bin ich bestraft! Wie lange ging ich an Deiner Seite, blind für Deine Tugenden — und nun, da ich Deinen Werth erkannt, soll ich Dich verlieren!"

Die Nacht brach an, kein Moment des Schlafs kam über seine Augen — endlich graute der Tag, da ließ sich Betty's Husten auffallend vernehmen. Harry eilte zu ihr. Auch Betty hatte schlaflos die Nacht verbracht — bei'm Anblicke ihres Mannes brach sie in lautes Weinen aus. „Armer Mann!" rief sie, und ihr Schluchzen ward zum erstickenden Brustkrampf, ihre Glieder bebten, ihr Athem flog fieberhaft. Cooper, überzeugt, daß Bettys Ende gekommen, sandte in verzweifelnder Angst nach dem Doktor und einem Geistlichen — dann warf er sich vor Betty auf die Kniee und im Uebermaße des Schmerzes stöhnte er: „O Elend! So soll doch die unselige Markusnacht — ihr Recht behalten!"

„Du weißt es also schon?" fuhr Betty entsetzt auf.

„Was soll ich wissen?" entgegnete Harry.

„